

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Brad Parks

Nicht ein Wort

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 Der erste Schritt, den sie gegen uns unternahmen, war so klein, so winzig, nicht mehr als ein kurzer Piepton in der dröhnenden Geräuschkulisse des Lebens, dass ich ihn überhaupt nicht als wichtig wahrnahm.

Er tarnte sich als SMS meiner Frau Alison, die um 15:28 Uhr am Mittwochnachmittag auf meinem Handy einging.

»Hallo, hab leider vergessen, dir zu sagen, dass die Kinder heute Nachmittag einen Arzttermin haben. Hole sie gleich ab.«

Meine einzige Reaktion auf diese unerwartete Unterbrechung war, wenn überhaupt, leichte Enttäuschung. Denn der Mittwoch war mein Tag, SCHWIMMEN MIT DAD, ein in unserer Familie so hochangesehenes Ritual, dass es deshalb sogar verdiente, in Großbuchstaben geschrieben zu werden. Die Zwillinge und ich pflegten dieses Ritual mittlerweile schon drei Jahre. Anfangs ähnelte es eher einer kalkulierbaren Katastrophe, in der es darum ging, die Kinder vor dem Ertrinken zu bewahren. Doch seitdem hat es sich zu etwas sehr viel Erfreulicherem entwickelt. Sam und Emma, inzwischen sechs Jahre alt, haben sich in wahre Wasser-ratten verwandelt.

Die fünfundvierzig Minuten, die es normalerweise dauerte, bis einer von ihnen mit den Zähnen zu klappern begann und mir bedeutete, dass sie genug hatten, waren einfach nur pures Vergnügen. Wir planschten herum, jagten uns gegenseitig von einem zum anderen Ende des Beckens oder spielten Wasserspiele, die wir selbst erfanden, wie unser geliebtes Baby-Hippo-Spiel. Es gibt nichts, was besser für die Seele ist als echter Spaß mit seinen Kindern, selbst wenn man aus der Rolle des Mama-Hippo nie herauskommt.

Ich liebte unseren Schwimmtag genauso sehr wie all die anderen wöchentlichen Rituale, die unser kleines familiäres Universum inzwischen bestimmten. Freitag zum Beispiel war Brettspiel-Tag, Sonntag Pfannkuchen-Tag (was könnte ein Sonntag *sonst* sein?) und Montag Mützen-Tanztag, was, na ja, wie der Name nun mal besagt, Tanzen beinhaltet. Mit einer Mütze auf.

Mag sein, dass nichts davon furchtbar spannend klingt. Und das Titelblatt einer *Cosmopolitan* wird bestimmt nie die Überschrift zieren: *So beschert man seinem Mann den besten Pfannkuchen-Tag seines Lebens!* Doch ich glaube mittlerweile, dass eine feste Routine die Basis einer glücklichen Familie und damit einer guten Ehe und eines zufriedenen Lebens ist.

So war ich leicht angesäuert, als mir an diesem Mittwochnachmittag die Freude unserer kleinen Routine genommen wurde. Einer der Vorteile in meinem Beruf als Richter ist es, dass ich meinen Terminplan bis zu einem gewissen Maß selbst bestimmen kann. Meine Mitarbeiter wissen, dass, egal welche Justizkrise uns an einem Mittwochnachmittag im Gericht ereilt, der ehrenwerte Scott A. Sampson um sechzehn Uhr das Büro verlässt, um seine Kinder aus dem Hort abzuholen und mit ihnen zum Schwimmbad des YMCA zu fahren.

Ich dachte darüber nach, mich trotzdem aufzumachen und ein paar Runden allein im Becken zu drehen. Vierundvierzig Jahre alte weiße Männer mit leichtem Bauchansatz und sitzender Tätigkeit sollten keine Gelegenheit verpassen, sich körperlich zu ertüchtigen. Doch je länger ich darüber nachdachte, umso verkehrter fühlte es sich an, ohne Sam und Emma schwimmen zu gehen. Und so fuhr ich stattdessen nach Hause.

Wir leben seit vier Jahren zurückgezogen in einem alten Farmhaus am York River, das wir als »die Farm« bezeichnen, weil wir in dieser Hinsicht nun mal nicht sehr kreativ sind. Die Farm liegt an einem Küstenstreifen Virginias, der als Middle Peninsula

bekannt ist, in Gloucester County, drei Autostunden südlich von Washington D.C. entfernt.

Warum es uns dorthin verschlagen hat, das ist eine Geschichte, die in Washington begann, wo ich als rechte Hand für einen einflussreichen Senator der Vereinigten Staaten arbeitete. Sie setzte sich mit einem Vorfall fort, auch als DER VORFALL bezeichnet, ebenfalls in Großbuchstaben geschrieben, der mir einen Krankenhausaufenthalt einbrachte, was einen tendenziell die Prioritäten im Leben noch einmal überdenken lässt. Die Geschichte endete damit, dass ich als Bundesrichter nach Norfolk, Virginia, berufen wurde.

Es war nicht unbedingt das, was ich mir vorgestellt hatte, als mir in der sechsten Klasse zum ersten Mal die Zeitschrift *Congressional Quarterly* in die Hände fiel. Genauso wenig war es der typische Posten, mit dem man in den politischen Ruhestand versetzt wird. Arbeitstechnisch betrachtet, ähneln Bundesrichter Enten. Auch bei ihnen findet mehr unter der Oberfläche statt als allgemein hin wahrgenommen wird.

Doch der Richterstuhl war auf jeden Fall besser als das, wohin DER VORFALL mich hätte bringen können. Nämlich in die Leichenhalle.

Alles in allem hatte ich mein Leben mit meinen beiden Kindern, meiner Frau, meinem Beruf und meiner Routine.

Zumindest bis zu jenem Mittwochnachmittag um 16:52 Uhr.

Da kam Alison nach Hause.

Allein.

Ich befand mich in der Küche und schnitt gerade Obst für die Lunchpakete der Zwillinge am nächsten Tag.

Alison betrat das Haus, und ich hörte die üblichen Geräusche. Das Öffnen der Tür, das Ablegen der Tasche, das Durchblättern der Post. Meine Frau arbeitet täglich von neun bis halb fünf in

einer Einrichtung, in der sie Kinder betreut, deren geistige Behinderung so schwer ist, dass die örtlichen Schulen ihren Bedürfnissen nicht gerecht werden können. Ich finde diese Arbeit aufreibend, und sie würde mich völlig auslaugen. Doch sie kommt fast jeden Tag gutgelaunt nach Hause. Meine Frau ist für diesen Beruf wie geschaffen.

Wir haben uns an der Uni kennengelernt und sind seit dem dritten Semester zusammen. Ich habe mich damals in sie verliebt, weil sie wunderschön war und es dennoch klasse fand, dass ich die Namen aller 435 Kongressmitglieder kannte, einschließlich des Bundesstaates, den sie vertraten, und ihrer Parteizugehörigkeit. Wenn man so ein Kerl ist wie ich und tatsächlich eine Frau findet, die das mag, setzt man dann nicht alles daran, sie zu behalten?

»Hallo, Liebling«, rief ich.

»Hallo, Schatz«, antwortete sie.

Mir fiel sofort auf, dass ich die Zwillinge nicht hörte. Ein Sechsjähriger ist ein kleiner, lauter Racker, und zwei Sechsjährige noch viel mehr. Sam und Emma stürmen normalerweise immer stapfend und polternd ins Haus. Dabei plappern sie unentwegt vor sich hin, so dass ein ständiger Geräuschpegel von ihnen ausgeht.

Das Einzige, was noch auffälliger ist als der Lärm, den sie veranstalten, ist dessen Abwesenheit. Ich trocknete mir also die Hände ab und ging zum Eingang, um nachzusehen, wo sie waren.

Alison stand im Flur und blickte auf eine Rechnung.

»Wo sind die Kinder?«, fragte ich.

Sie blickte verwirrt hoch.

»Wie meinst du das? Es ist Mittwoch.«

»Ich weiß. Aber du hast mir doch eine SMS geschickt.«

»Was für eine SMS?«

»Na, die wegen des Termins beim Arzt«, erwiderte ich und

wühlte in meiner Hosentasche nach dem Handy, damit sie sie lesen konnte. »Hier, bitte!«

»Ich habe dir keine SMS wegen irgendeines Termins bei einem Arzt geschickt«, entgegnete sie, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Mit einem Mal wusste ich, wie es sich an einem Strand anfühlen musste, wenn das Wasser sich plötzlich kurz vor einem Tsunami zurückzieht. Man kann sich einfach nicht vorstellen, was da auf einen zurollen wird.

»Moment mal, willst du mir damit etwa sagen, dass du die Zwillinge *gar nicht* abgeholt hast?«, fragte Alison.

»Genau das.«

»Sind sie vielleicht bei Justina?«

Justina Kemal ist die türkische Studentin, die in unserem kleinen Gästehaus mietfrei wohnt und dafür unsere Kinder ein paar Stunden im Monat betreut.

»Das bezweifle ich«, erklärte ich. »Es ist Mittwoch. Sie ...«
Mein Handy klingelte.

»Das ist wahrscheinlich die Schule«, meinte Alison. »Sag ihnen, dass ich gleich da bin. O Gott, Scott!«

Sie griff bereits in die Schale und packte ihren Schlüssel. Im Display erschien die Nummer als »UNTERDRÜCKT«. Ich nahm den Anruf an.

»Scott Sampson«, meldete ich mich.

»Hallo, Richter Sampson«, erklang eine belegte, dunkle und undeutliche Stimme wie durch einen Filter. »Sie freuen sich bestimmt, dass Ihre Frau zu Hause ist.«

»Wer ist da?«, fragte ich völlig dämlich.

»Und Sie fragen sich wahrscheinlich, wo Sam und Emma sind«, sagte die Stimme.

Mir hob sich der Magen. Mein Herz pochte gegen meinen Brustkorb. Blut schoss mir ins Gesicht und dröhnte in den Ohren.

»Wo sind sie?«, fragte ich. Wieder völlig dämlich.

Alison war schon halb aus der Tür hinaus, als sie stehen blieb. Ich stand stocksteif da, als würde ich gleich mit den Fäusten los schlagen.

»Skavron«, sagte die Stimme.

»Skavron«, wiederholte ich. »Was ist damit?«

Die Vereinigten Staaten gegen Skavron war ein Fall, in dem es um den Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz ging. Ich sollte morgen in meinem Gerichtssaal das Strafmaß verkünden. Anfang der Woche hatte ich mich damit beschäftigt.

»Sie werden morgen eine SMS mit Anweisungen zum Urteil erhalten«, erklärte die Stimme. »Wenn Sie Ihre Kinder wiedersehen wollen, werden Sie sie besser befolgen.«

»Welche Anweisungen? Was wollen ...«

»Sie werden nicht zur Polizei gehen«, fuhr die Stimme fort. »Sie werden sich nicht an das FBI wenden. Und Sie werden auch sonst den Behörden nichts melden. Das Leben und Wohlergehen Ihrer Kinder hängt einzig und allein davon ab, dass Sie so weitermachen wie bisher und sich nichts anmerken lassen. Sie werden nichts unternehmen und nichts sagen. Kein Sterbenswort. Verstehen Sie?«

»Nein, warten Sie! Das verstehe ich nicht. Ich verstehe gar nichts.«

»Dann sage ich es Ihnen ganz deutlich. Sollten wir auch nur den Verdacht hegen, dass Sie mit den Behörden gesprochen haben, werden wir damit beginnen, Finger abzuschneiden. Sollte sich der Verdacht bestätigen, werden Ohren und Nasen dran glauben müssen.«

»Ich hab verstanden. Ich hab verstanden. Bitte, tun Sie ihnen nicht weh! Ich werde alles tun, was Sie von mir verlangen. Bitte tun ...«

»Kein Sterbenswort!«, warnte mich die Stimme noch einmal. Dann war die Leitung tot.

2 Die Haustür stand noch immer offen. Alison blickte mich mit weit aufgerissenen Augen an.

»Was ist los?«, fragte sie. »Was ist passiert? Was meinst du mit ›Tun Sie ihnen nicht weh!‹?«

Ich konnte ihr in diesem Augenblick nicht antworten. Ich konnte nicht einmal atmen.

»Scott, sprich mit mir!«

»Die Kinder ... Sie sind ...« Ich musste mich zwingen, das Wort zu sagen: »... entführt worden.«

»Was?«, schrie sie.

»Diese Stimme ... Er hat gesagt ... Er will, dass ich in einem Fall, den ich verhandle, ein bestimmtes Urteil spreche ... Er hat gesagt, dass, wenn wir zur Polizei gehen, er beginnen wird ...« Ich fasste unwillkürlich mit den Händen nach meinem Gesicht und rang nach Luft. »... er beginnen wird, Finger abzuschneiden. Wir dürfen nichts sagen. Kein Sterbenswort, meinte er zu mir, oder ...«

Mein Herz flatterte. Ich hatte das Gefühl, als wäre in der Luft nicht genügend Sauerstoff, obwohl ich so schnell atmete, wie ich konnte. Ich schwöre. Meine Brust wurde durch irgendeine riesige, unsichtbare Hand zerquetscht.

O Gott, dachte ich, ich habe gerade einen Herzinfarkt.

Atmen. Ich musste atmen. Doch ich konnte meine Lungen einfach nicht mit Luft füllen, so sehr ich es auch versuchte. Ich riss an dem Kragen meines Hemds herum, der zu eng geknöpft war. Nein, Moment, es war meine Krawatte, die mir die Kehle zuschnürte.

Ich fasste mit der anderen Hand nach meinem Hals, um das Kleidungsstück wegzureißen, das den Blutfluss zu meinem Hirn erschwerte, was immer es auch war. Dann bemerkte ich, dass ich überhaupt keine Krawatte mehr trug.

Mein Gesicht war wie ein Backofen, und ich schwitzte plötzlich aus sämtlichen Poren. Meine Füße und Beine kribbelten,

und ich hatte das Gefühl, als würden sie gleich unter mir versagen. Alison schrie mich an.

»Scott, was ist los? Was meinst du damit, sie sind entführt worden?«

Ich nahm auf eine unwirkliche, losgelöste Weise wahr, wie ihre Adern seitlich am Hals hervortraten.

»Scott!«, rief sie, packte mich an den Schultern und schüttelte mich. »Verdammt nochmal Scott, was ist passiert?«

Diese Frage war für mich in dem Augenblick nicht zu beantworten, doch genau das schien Alison offensichtlich zu erwarten. Sie begann, gegen meine Brust zu trommeln. »Was ist passiert? Was ist los?«, brüllte sie.

Sie schlug weiter mit den Fäusten auf mich ein, bis mir in den Sinn kam, mich davor zu schützen. Als ich meine Hände hob, um Alison abzuwehren, glitt sie zu Boden, umklammerte ihre Knie und schluchzte. Es klang, als würde sie »O Gott« sagen. Vielleicht aber auch »Meine Kinder«. Oder beides.

Ich beugte mich vor, um sie hochzuheben, auch wenn ich nicht wusste, was das bringen sollte. Doch ich schaffte es nicht. Stattdessen zog mich die Anstrengung noch mehr nach unten. Ich sank zuerst auf ein, dann auf beide Knie. Mittlerweile war meine Sicht verschwommen. Ich hatte das Gefühl, das Bewusstsein zu verlieren, und stöhnte laut auf.

Irgendein schwach funktionierender Teil in meinem Hirn gab mir zu verstehen, dass ich mich zum Sterben hinlegen sollte. Ich ließ mich also seitlich fallen, rollte auf den Rücken und starrte keuchend zur Decke, in der Erwartung, dass alles schwarz werden würde.

Doch das geschah nicht. Mein Gesicht war noch immer rot, und ich hatte das Gefühl, mir würde gleich der Schädel vor Hitze platzen. In dem Moment begriff ich, dass in meinem Kopf zu viel Blut sein musste, nicht zu wenig.

Ich hatte keinen Herzinfarkt, sondern eine Panikattacke.

An Panikattacken stirbt man nicht. Ich musste meinen Körper zwingen, wieder zu funktionieren, auch wenn ich es nicht wollte. Sam und Emma brauchten mich. Sie brauchten mich dringender als je zuvor in ihrem Leben.

Dieser Gedanke bewirkte schließlich, dass ich mich wieder hochrappeln konnte. Ich krabbelte zur Wand und stützte meine Hand dagegen, um mich an ihr hochzuziehen. Anschließend schloss ich die Haustür. Warum, weiß ich nicht. Dann blickte ich auf den Boden, wo mein Handy gelandet war.

Ich hob es auf und begann, nach einer Nummer in meinen Kontakten zu suchen. Der Wunsch, meinen Kindern zu helfen, war plötzlich so stark wie noch vor wenigen Augenblicken der Wunsch, weiter zu atmen.

»Was ... was machst du da?«, fragte Alison.

»Ich rufe die Marshals an.«

Der US-Marshall Service ist für meine Sicherheit innerhalb des Gerichtsgebäudes zuständig. Außerhalb davon unterliege ich der Verantwortung des Federal Bureau of Investigation. Ich hatte keine Nummern des FBI in meinem Handy gespeichert, sondern nur die des stellvertretenden Leiters der Marshals, der jedoch das FBI verständigen konnte.

»Wie bitte?«, stieß Alison hervor.

»Ich rufe den stellvertretenden Leiter ...«

Alison sprang wie der Blitz auf und schlug mir das Telefon aus der Hand. Ich sah zu, wie es in die Ecke schlitterte.

»Hast du den Verstand verloren?«

»Warum hast du ...«

»Du rufst ja wohl nicht ernsthaft den Marshall Service an.«

»Doch, ich ...«

»Auf keinen Fall«, entgegnete sie mit schriller Stimme. Ihr Haar stand in allen vier Himmelsrichtungen ab.

»Hör mal, Ali, wir brauchen hier Unterstützung. Wir brauchen Menschen, die darin geschult sind, mit Entführern zu ver-

handeln. Wir brauchen das FBI. Sie verfügen über Möglichkeiten, von denen wir nicht einmal ...«

»Auf keinen Fall«, meinte sie noch einmal mit Nachdruck, sollte ich sie beim ersten Mal nicht verstanden haben. »Was hat der Mann am Telefon zu dir gesagt? Dass sie den Kindern die Finger abschneiden, wenn wir zur Polizei gehen?«

Und Ohren. Und Nasen.

»Offensichtlich verfügen die Entführer genauso über Möglichkeiten, denn immerhin sind sie in der Lage, den Ursprung einer SMS vorzutäuschen«, fuhr sie fort. »Sie haben deine Handynummer. Außerdem wussten sie, wann ich nach Hause gekommen bin, und haben dich kurz danach angerufen. Das bedeutet, dass sie uns beobachten. Was hast du vor? Willst du etwa rausfinden, ob sie es wirklich ernst meinen? Sie meinen es ernst, okay? Wir müssen davon ausgehen, dass sie irgendwo da draußen im Wald sind.« Sie zeigte auf das große Waldstück zwischen unserem Haus und der Straße. »Und wenn sie ein Polizeiauto sehen, egal ob ein Zivilfahrzeug oder einen Streifenwagen, werden sie augenblicklich zum Messer greifen. Ich möchte keine abgetrennten Finger oder sonstigen Körperteile meiner Kinder per Post erhalten.«

Mir drehte sich der Magen um.

»Ich würde es mir nie im Leben verzeihen, wenn wir daran schuld wären, dass unsere Kinder verstümmelt werden«, sagte sie. »Ich habe diese Finger großgezogen.«

Damit war jede weitere Diskussion über das Thema beendet. Alison und ich halten uns für eines dieser modernen Paare, das sich die Pflichten der Kinderbetreuung teilt. Was auch stimmt. Jedoch nur so lange, bis wir uns in irgendeinem Punkt nicht einig sind. Dann tritt sehr deutlich zutage, dass wir tief im Innern doch altmodisch sind. In Bezug auf die Kinder hat Alison das Sagen.

»Okay. Was sollen wir deiner Meinung nach also tun?«, fragte ich.